



Von der Wahrheit in surrealer Kulisse

Echt oder gespielt? Am Visions du Réel in Nyon gab es viel Bewunderung für zwei Schweizer Dokumentarfilme.

Pascal Blum

Nyon

Vielleicht ist ja doch der Dokumentarfilm schuld, dass es so viele Geiselnahmer gibt. Irgendwoher müssen sie die Ideen für ihre Entführungsvideos ja haben. Und woher, wenn nicht vom Talking Head? Man kennt das: Mensch auf Stuhl, Lampe ins Gesicht, dahinter eine Wand aus schwarzem Klebeband, und dann bitte vortragen, was mit den Kidnappern abgemacht wurde. «Wird da noch wie bei Arte unten etwas eingblendet?», fragt eine dieser Entführten, da hat sie eine Kartonschachtel auf dem Kopf. Nein, wird es nicht. Wir sind hier am Visions du Réel in Nyon, dem Festival, das sehr darauf hält, dass sich die Grenzen zwischen Bericht und Fiktion auflösen. Das wird einem hier ständig und in zunehmend vergeistigter Art eingetrichtert. Es vergeht einem dabei die Lust an der Grenzensprengerei.

Die Tradition der Schwermut

Aber dann tuts ein Film im Wettbewerb doch wieder und lässt das Gerede rasch vergessen. Zum Beispiel jener mit der Frau und der Kartonschachtel: Es ist die Tochter der 1961 geborenen Zürcher Regisseurin Dominique Margot, sie kommt nur kurz vor und will eigentlich gar nicht mitmachen, denn «Looking Like My Mother» ist ein Porträt der depressiven Mutter der Regisseurin. Diese Margrit heiratete einen netten Mann aus Lausanne, bekam ein Kind, die Dominique, zog ins Reihenhäuschen, und eines Tages, als die Käsequeiche etwas zu lang im Ofen lag, warf sie sie in hohem Bogen in den Garten und versteckte sich im Zimmer. Wochenlang blieb sie dort, bildete sich ein, sie habe Kopfläuse. Erst viel später, nach dem Tod des Vaters, kam sie in die Klinik. Die Diagnose: manisch-depressiv mit Wahnvorstellungen.

Wie eine «Gespensterkönigin» sei die

Mutter durch den Flur gekrochen, heisst es im Film. Aber was heisst «heisst»: Es wird vorgespielt, in surrealen Kulissen und Kellergeschossen. Auf den Wänden der Nachbauten leuchten Visuals, aus einem Gemälde kriecht ein Albraumtier, auf Familienfotos flattern Haare im Wind. So wogte das in diesem «tableau très vivant». Es war nicht nur sehr erfinderisch in der Inszenierung von schmerzhafter Erinnerung an das Leben mit der kranken Mutter, sondern überhaupt von einem fein durchgestalteten Eigensinn. Bisweilen hatte es gar die punkige Kraft eines Peter Liechti. Margrit, die Berner Oberländerin, stamme von einer Linie von Schwermütigen ab, hörte man und dachte gleich an die Jähzornigen aus Fredi Murers «Höhenfeuer». Und konnte damit die seelischen Schattenzonen einer Familie von denen eines Landes gar nicht mehr richtig trennen. So können die Grenzen auch verschwimmen, und «Looking Like My Mother» erzählte leicht davon trotz schwerem Stoff.

Fragen verboten

Man kann es nämlich auch übertreiben mit dem Vermischen von Wirklichem und Gespieltem. Dann marodiert man im Reich der erzählerischen Freiheit, wo man alles darf, weil man nichts mehr kenntlich machen muss.

«Raving Iran» der ZHDK-Filmstudentin Susanne Regina Meures führte zuerst in den Musik-Underground von Teheran: Erstaunliche Einblicke in iranisches Strassenleben und Privatpartys erhielt man da, gefilmt unter erhöhter Gefahr und mit in Kleidern versteckten iPhones. Die zwei House-DJs Anoosh und Arash zeigen uns ihren absurden Alltag. Die wenigen Freiräume, die es noch gibt, sind Teil eines fluiden Aushandelns innerhalb einer Subkultur und bedroht von ständigen Polizeikontrollen. Das Duo träumt vom Auswandern. Da kommt es gerade recht, dass die Lethargy in Zürich, der die zwei Musiker ihr Album geschickt haben, sie für ein DJ-Set einlädt. In der Folge reisen sie für

fünf Tage in die Schweiz.

Heute sind die zwei jungen Männer noch immer im Land, in einem Bündner Asylheim, und warten «zwischen ein paar Kühen» auf den Bescheid. Der Applaus für «Raving Iran» war ebenfalls «raving», aber als ein Zuschauer nach der Vorführung wissen wollte, was echt und was erfunden sei, wurde er vom Moderator darauf hingewiesen, dass in Nyon alles «cinéma» sei und also künstlerische Sensibilität des Filmemachers.

Doch man darf sehr wohl fragen, inwiefern die Regisseurin hier dem nachgeholfen hat, was sie einfängt. Wen sie alles aktiviert hat, um eine Geschichte zu erzählen, die ein vorerst gutes Ende in der Schweiz nimmt. Wo sie forcierte beim Echtheitsgefühl und wann sie die Wirklichkeit ein wenig ansob: Denn «Raving Iran» kippt im Prinzip von der Beobachtung in ein humanitäres Projekt.

Und nun hat man ein Verantwortungsproblem, aus dem man sich auch mit Verweis auf die Kunst nicht herausreden kann. Was da im Versteckten gefilmt wurde, machte seine Eingriffe nicht kenntlich. Man wurde misstrauisch und kam sich am Schluss verschaukelt vor. Und hätte gern wieder eine Grenze gezogen durch das verschwimmende Gebiet des Alledürfens.